

**Als sich vier Nachbarn wie jeden Sonntag unter der Sonne Curaçaos zum Dominospiel treffen, liegt mehr in der Luft als nur der Siegeswille. Jeder der Männer hat sein Päckchen zu tragen: Bubu Fiel kann als Taxifahrer kaum seine vielköpfige Familie ernähren und ertränkt seinen Frust in Alkohol, Manchi Sanantonio hat es als Gerichtsdienstler recht weit gebracht, fühlt sich jedoch zu Höherem berufen, der weitgereiste Seemann Janchi Pau hadert mit der Sesshaftigkeit, und Chamon Nicholas verschweigt seine Besitztümer vor den anderen. Mit jedem Stein, der auf den Dominostein knallt, mit jedem Glas Rum wird die untergründige Spannung zwischen den Männern greifbarer, werden die Diskussionen um Politik, Bildung, die Dominanz der Weißen lauter - ebenso wie die um die Frauen. Denn auch die Ehefrauen zweier Männer, die kluge Solema und die scheinbar sanftmütige Nora, spielen schon seit langem ihr eigenes Spiel. Als die Schatten länger werden, ist ein Drama nicht mehr abzuwenden.**

**Frank Martinus Arion, ein schwarzer Autor, schrieb diesen Roman in niederländischer Sprache und ausschließlich aus der Sicht schwarzer Charaktere: bei Erscheinen im Jahr 1973 ein Novum in der Literatur der Antillen. Arion setzte damit auf seiner Heimatinsel und in den Niederlanden eine gesellschaftliche Debatte um die Folgen des europäischen Kolonialismus in Gang, die bis heute anhält.**

Büchergilde Welt  Empfänger  
Band 7



# **Frank Martinus**

# **Arion**

**Doppeltes Spiel**

**Roman**

**Aus dem Niederländischen neu  
übersetzt und mit einem Nachwort  
von Lisa Mensing**

**Büchergilde Gutenberg**

Die Geschichte eines erstaunlichen Weltrekords

It is not in such matters, however, that the Tsar's true character appears. Politics bored him, he loved his wife and children, he liked bicycling up and down the garden paths, *and he had a passion for dominoes*. When his dear Alix had a pain in her feet he was perturbed, but when he lost an Empire he hardly noticed it. On February 23, 1917, while he was at G.H.Q. in a last attempt to escape from the Revolution, he was worried by learning that his children had measles. He telegraphed to the Tsarina: ›What a nuisance! I was hoping they would escape measles. Sincerest greetings to all. Sleep well. Nicky.‹ On the same day he wrote: ›I greatly miss my half-hourly game of patience every evening. *I shall take up dominoes again in my spare time!*‹

Bertrand Russell in *Freedom versus Organization*

Wir sitzen um ein Tischchen irgendwo  
Und sagen Worte. Ineinander passen  
Die Worte, die wir vor uns liegen lassen,  
Als spielten wir zusammen Domino.

Zu einem Bild bewegt sich Stein auf Stein  
Mit schwarzen Augen in dem Elfenbein.

Johannes R. Becher

Domino ist ein gefährliches Spiel: Dass die Holländer 1625 das als uneinnehmbar betrachtete »El Moro« auf Puerto Rico von den Spaniern erobern konnten, ist auf ein Dominoturnier zurückzuführen.

Ein Reporter des Antillischen Radios

Den mutigen Frauen

**TEIL I**  
**DER MORGEN UND DER VORMITTAG**



# 1

Zwischen Blenheim, dem jüdischen Friedhof aus dem 17. Jahrhundert, und Campo Alegre liegt Wakota, ein Vorort von Willemstad. Er liegt also »entre medio«, wie die Einwohner von Curaçao zu sagen pflegen, wenn man sie fragt, wie es ihnen geht. »Ach ja, entre medio«, »dazwischen«, was in der Regel bedeutet, sich zwischen Pest und Cholera zu befinden.

Die Reiseleiter erzählen oft etwas über den jüdischen Friedhof, aber schweigen wie ein Grab, was das florierende Hurenviertel im Norden der Insel betrifft. Dieses Hurenviertel besteht aus einem lebhaften Hotel mit ungefähr hundertfünfzig Zimmern, in denen man weibliche Gäste aus der ganzen Karibik sowie Süd- und Mittelamerika antrifft.

So, pack up your troubles and visit Curaçao! Hier gibt es ein traumhaftes Meer, saubere Seeluft und kerngesunde Frauen, die täglich vom Hotelarzt untersucht und behandelt werden. Und wenn Sie sich schon auf die Reise machen, dann schauen Sie zum Spaß auch gleich in Wakota vorbei, diesem ruhigen Dörfchen, wo noch reichlich Platz zwischen den Häusern ist.

Man erinnert sich in Wakota noch bestens daran, dass sich dort bis vor kurzem jeden Sonntagmittag vier Männer bei einem von ihnen zum Dominospiel trafen, bei Bubu Fiel. Sie fingen immer ungefähr um ein Uhr mittags an, nach ihrer *Sôpi di Mondongo*, dem traditionellen Sonntagessen der Inselbewohner. Gegen sechs Uhr hörten sie auf. Dann brach die Dämmerung herein und kurz danach die unerbittliche Finsternis.

## 2

In Wakota gab es zwei Hügel. Santa Gloria, benannt nach der katholischen Kirche, die dort stand, und gegenüberliegend, aber etwas niedriger, Manchis Hügel. Der wurde so genannt, seit der aus Willemstad stammende Manchi sein gewaltiges Anwesen mit acht Schlafzimmern darauf gebaut hatte, oder, wie manche Wakotaner es poetischer formulierten, »sich auf dem Hügel von Wakota breitgemacht hatte«.

Zwischen den beiden Hügeln verlief der große Tulaweg und ging im Westen in die vierspurige Carpatastraße über, die den Flughafen und das Hurendorf mit der Hauptstadt verband.

Westlich am Fuße von Manchis Hügel und näher am Tulaweg als dessen hellrotes T-förmiges Haus stand einsam ein gelbes Häuschen mit schrägen Mauern. Ein Haus, das zu den sogenannten Sklavenhäusern zählte, von denen man in einigen Vororten Willemstads noch ein paar Exemplare finden kann. Hier wohnte Bubu Fiel. Sein Häuschen war zum Weg hin ausgerichtet und hatte zwei Zimmer. Das größere von beiden zählte ungefähr sechzehn Quadratmeter, hatte ein Giebeldach und war innen durch eine Trennwand mit Tür (in der immer ein weißer Vorhang hing) in zwei Bereiche unterteilt, eine größere *Sala*, also ein Wohnzimmer, und ein kleines Schlafzimmer, in das gerade so ein Doppelbett passte. Dahinter schloss ein kleinerer Anbau aus Holz mit einem Pultdach an. Hier befanden sich drei Bereiche, ein Esszimmer, ein durch einen Raumteiler abgetrenntes Schlafzimmer, in das nur ein Einzelbett passte, und eine kleine Küche. In diesem Häuschen wohnten Fiel und Nora mit sieben Kindern. Gott sei Dank nicht mehr mit sechzehn, denn sechs waren im Laufe der Zeit gestorben und drei waren schon aus dem Haus.

Bis auf den schmalen Pfad, der vom niedrigen Gartentor aus einfachem Maschendraht bis zur Haustür verlief, war der vordere Teil des Anwesens von wildem, kriechendem *Anglo* überwuchert,

dessen schmetterlingsförmige gelbe Blumen zu dieser Zeit wunderschön blühten. In der linken Ecke des Anwesens ragte grazil ein verrosteter Fahnenmast in die Höhe, vermutlich noch aus der Zeit, als Bubu Fiel Vorsitzender des DSW (Dominosportverein Wakota) war. Im Hinterhof stand ungefähr fünfzehn Meter vom Haus entfernt ein Holzverschlag, zwei mal zwei Meter breit und drei Meter hoch. Das war Bubu Fiels Toilette, Badezimmer und Rumpelkammer in einem. Der Anstrich hatte schon bessere Zeiten gesehen, und das Dach leckte. Doch hinter all diesem Elend befand sich, wie die Prophezeiung Jesu Christi, die Ausschachtung für das Fundament eines Hauses, das der Größe von Manchis Haus in nichts nachstehen sollte. Diese Ausschachtung musste allerdings schon vor sehr langer Zeit angelegt worden sein. Der Sand an den Rändern war verweht und vom Regen durchnässt und hatte sich in den Abwasserleitungen festgesetzt.

Ursprünglich war der einsame Verschlag als Badezimmer mit Toilette gedacht. Deshalb gab es darin auch einen Holzstuhl mit einem Loch darin, einen Klostuhl, auch »Altartoilette« genannt, wie er ebenfalls noch im gut situierten Europa zu finden ist. Aber inzwischen diente der Verschlag hauptsächlich als Rumpelkammer. Der ständige Platzmangel im Haus führte dazu, dass alles, was nicht unbedingt für den Haushalt benötigt wurde, aber auch nicht weggeworfen werden konnte – weil das eben nicht zur Philosophie armer Leute passte –, »vorläufig« in die Rumpelkammer verbannt wurde.

An der Westseite des Hauses hatte Bubu Fiel irgendwann aus Holzpfehlern und Wellblech eine »vorläufige« Garage gebaut. Dort stellte er seinen 200M unter. Das »M« stand für Miete. Er war Taxifahrer. Auf dieser Seite des Grundstücks standen auch noch ein paar »vorläufige« Hühnerställe.

Der Hang zwischen Fiels und Manchis Haus war unbebaut. Dort wucherten unzählige Blattkakteen und *Wabi*-Bäume, trotzdem war das eine Haus bestens vom anderen aus zu sehen. An der Ostseite von Bubu Fiels Haus, wo er immer mit seinen Freunden

Domino spielte, stand ein kräftiger Tamarindenbaum, hoch über das traditionell gebaute Haus hinausragend, mit dichtem Geäst, das bis auf Mannshöhe herabhing. In den Mittagsstunden, wenn die Sonne am unerbittlichsten brannte, warf er einen weitläufigen, spendablen und kühlen Schatten, der, den Männern zufolge, selbst im Himmel vergeblich seinesgleichen suchte.

Es war November, und der Baum hatte einige Wochen lang unzählige braune, zarte Tamarinden getragen. Doch Bubu Fiels Kinder und ihre Freunde hatten ihn schnell und fachkundig von seiner Last befreit.

### 3

Der kurze Spaziergang, den Manchi an diesem Sonntagmorgen wie an all seinen freien Vormittagen – nachdem seine Frau mit den Kindern weggefahren war – über den Sandweg vor seinem Haus zum Tulaweg machte, war nicht, wie er selbst behaupten würde, dazu gedacht, »mir die Beine zu vertreten, weil ich die ganze Woche hinter dem Steuer sitze«. Er war dazu gedacht, auf dem Rückweg sein Haus mit den acht Zimmern, das sich auf dem Hügel von Wakota breitmachte, in all seiner Pracht zu bewundern.

Er hatte es selbst gebaut, und es war (neben anderen Dingen) einer der Gründe, warum er in Wakota und auf der ganzen Insel ein äußerst angesehener Mann war. Manche sprachen ihn nicht nur mit Manchi an, sondern sogar mit der respektvollen Form *Shon Manchi*.

Ihm ging gerade das ein oder andere durch den Kopf: dass er Gerichtsdienst am Gericht von Willemstad war, sein großes Haus, die Schönheit seiner Frau Solema, dass sie ihr Lehrerinnendiplom in den Niederlanden gemacht und in Belgien, Frankreich und England alles Mögliche studiert hatte.

Manchi war ein großer schwarzer Mann, fast fünfzig, mit breiten

Schultern. Er hatte einen großen Kopf mit einem Knubbel hinten. Sein kurzes krauses Haar versuchte er immer mit viel Pomade glatt zurückzukämmen. Das klappte meistens nicht. Seine kleinen Löckchen glitzerten trotz der noch sanften Morgensonne von Wakota wie Millionen kleine Sterne. Sein Gesicht mit den dichten schwarzen Augenbrauen und den vollen Lippen war wie üblich glattrasiert. Jetzt, beim Erklimmen des Hügels, setzte er eine einstudierte ernste Miene auf, die auch einem strengen Richter alle Ehre gemacht hätte. Er trug eine graue Hose, ein weißes sportliches Hemd mit kurzen Ärmeln und Hausschuhe.

Das Haus, auf das er zulief, mutete wegen der langen geschwungenen, auf vier Säulen ruhenden Galerie italienisch an. Tatsächlich hatte ihm eine Postkarte aus Capri, die er immer noch andächtig in seiner Schublade-für-wichtige-Papiere in seinem Schlafzimmer-schrank aufbewahrte, als Inspiration gedient. Das Haus hatte einen großen Patio und einen weitläufigen Vorgarten mit farbenfrohen Sträuchern, auf denen er zufrieden seinen Blick ruhen ließ. Außerdem war er stolz darauf, dass sein großes Haus immer noch alleine auf der weiten Hochebene des Hügels stand. Hinter und links neben dem Haus gab es zwar noch zwei Parzellen, doch die Pächter dieser Grundstücke befanden sich anscheinend in einer ähnlichen finanziellen Lage wie Bubu Fiel. In all den Jahren hatten sie es gerade mal geschafft, das Grundstück zu umzäunen. Teufel noch eins! Wenn es nach ihm ging, sollte ihnen ruhig etwas zustoßen, bevor sie wirklich mit dem Bauen anfangen!

Vor einiger Zeit hatte er – ganz in Ruhe, wie er immer sagte – damit angefangen, neben der Garage ein Dienstmädchenzimmer zu bauen. Auch daran dachte er jetzt zufrieden. Man könnte Manchi noch auf vielerlei Art beschreiben, sowohl was innere als auch äußere Merkmale betraf, aber seine wichtigste Eigenschaft war vielleicht seine Liebe zum Dominospiel.

## 4

Vielleicht liebte er es sogar zu sehr, dachte er und blieb kurz vor dem Haus stehen. In der schmiedeeisernen Umfriedung befanden sich zwei Tore, rechts ein breites vor der Garage und eins vor dem Haupteingang. Links über dem Gartentor hatte er einen Briefkasten angebracht, den er jetzt zum Spaß aufklappte, obwohl er wusste, dass sonntagsmorgens keine Post kam. Aber er beschäftigte sich damit genauso gerne wie mit seinem Haus, weil der Briefkasten dessen detailgetreues Modell war, mit der Säulengalerie vorne und einem Patio hinten, und in denselben Farben. An beiden Toren hatte er auffällige weiße Schilder mit schwarzer Inschrift befestigt:

Manchi Sanantonio  
Gerichtsdienst von Curaçao

Er ging ins Haus. Mitten im Wohnzimmer stand der große braune Flügel seiner Frau. Aus einem plötzlichen Impuls heraus wollte er sich an ihn setzen und spielen.

»Blödsinn«, sagte er verärgert zu sich selbst. Er hielt nichts von Klaviermusik und konnte das Ding deshalb auch gar nicht spielen. Das schöne neue Möbelstück hatte er nur gekauft, weil seine Frau nach der Hochzeit ein kleines, altes Piano aus ihrem Elternhaus mitgebracht hatte, das er auf keinen Fall in seinem nagelneuen Haus dulden konnte.

Um den merkwürdigen Impuls gänzlich abzuschütteln, ging er in die Küche und schenkte sich einen Whiskey ein, auch wenn es noch recht früh war. Danach machte er sich zur Inspektion aller Zimmer seines Hauses auf und nippte dabei an seinem Drink. Am Ende des Südflügels befanden sich sein Studierzimmer, das Gästezimmer und sein Arbeitszimmer. Gäste hatte er nie und das Studieren – wozu auch immer das gut sein sollte – überließ er seiner Frau. Und das Arbeitszimmer, nun ja ... In sein Studierzimmer hatte er immerhin

einen Schreibtisch gestellt, auf dem sich Telefon, Telefonbuch und Schreibmaschine befanden. Dort las er oft die Zeitung.

Und trotzdem blieben Zimmer übrig, für die er keine Namen hatte. Und das, obwohl das älteste seiner Kinder, sein sechsjähriger Sohn, vor kurzem ein eigenes Zimmer bekommen hatte und er die blendende Idee, eines der großen Schlafzimmer zum Spielzimmer seiner Kinder zu ernennen und einem anderen Zimmer den Namen »Abstellraum« zu geben. Heute Morgen bedauerte er daher, nur drei Kinder zu haben.

Er trat wieder ans Klavier. Auf dem Notenpult stand noch das Heft, aus dem seine Tochter am Abend zuvor gespielt hatte, aufgeschlagen bei »Au clair de la lune«. Wieder versuchte er, den merkwürdigen Impuls zu bezwingen, und ließ einen zufriedenen Blick über sein Mobiliar gleiten. Er hatte das Haus strikt nach dem Vorbild des Hauses eines Staatsanwalts eingerichtet, den er dafür bewunderte, immer hohe Strafen zu fordern. Aus einem Katalog, den dieser ihm auf seine Bitte hin zur Verfügung gestellt hatte, hatte er seine Möbel aus Dänemark bestellt. Während er genussvoll über das braune Holz des Flügels strich, dachte er daran, wie dieser ausgefeilte Einrichtungsstil zum Konflikt mit seiner Frau geführt hatte, die eine ihm unerklärliche und unakzeptable Vorliebe für alte curaçaoanische Möbel an den Tag gelegt hatte, als es um die Einrichtung des Hauses ging. Allerlei alte Gegenstände mit Sitzflächen aus Schilfrohrgeflecht. In seinem nagelneuen Haus! Damals waren sie noch nicht verheiratet gewesen, und er musste sie mit Samthandschuhen anfassen. Trotzdem hatte er sie mindestens einmal ziemlich barsch angefahren, ob sie nach all den Jahren des Studiums in Europa nicht wisse, was PRO-GRES-SIV bedeutete.

Der Impuls blieb, also versuchte er sich selbst davon zu überzeugen, mit dem Klavier seiner Frau nichts zu schaffen zu haben. Es war einfach nur ein Möbelstück, auf das er stolz war, weil niemand in Wakota, und vor allem kein Schwarzer in Wakota und vielleicht kein einziger Schwarzer auf der ganzen Insel, eins zu Hause stehen hatte. Aber sonst?

Und dann wurde er doch schwach. Schnell schloss er die große Haustür aus Mahagoniholz und setzte sich auf den Klavierhocker. Eine Zeitlang blickte er auf die Noten vor sich, doch das Wunder, das er sich erhofft hatte, blieb aus.

Manchi Sanantonio konnte keine Noten lesen, und das schien sich vorläufig auch nicht zu ändern. Also klappte er das Heft schnell zu – mit einem vagen Gefühl der Eifersucht auf seine Frau, die eine virtuose Klavier- und Orgelspielerin war, und auch auf seine Kinder, die alle drei das Talent ihrer Mutter geerbt hatten. Allerdings konnte er das Lied von »Mon ami Pierrot« pfeifen, das seine Kinder oft spielten, und so hob er mutig den Deckel des Flügels. Die unpersönliche Tastatur irritierte ihn kurz, aber während er leise das Lied piff, legte er schließlich doch entschlossen den Daumen seiner rechten Hand auf eine der weißen Tasten. Tatsächlich gab das Instrument ein Geräusch von sich, und das klang gar nicht mal so schlecht, fand er.

Selbstgefällig und energisch wiederholte er den Ton, weil es ihm große Freude bereitete, die erste Musik, die er diesem Instrument entlockte, laut durch sein Haus klingen zu lassen. Dieser erste Ton war – einfach weil es der erste war – zweifellos der Richtige. Das war logisch. Er lehnte sich zurück und piff, den Blick gen Decke gerichtet, wieder ein Stück der Melodie. Nun musste er den richtigen zweiten Ton des Liedes finden. Er holte Luft und drückte eine Taste und ... der Ton war falsch. Er war entsetzlich falsch, so falsch, dass es ihm in den eigenen Ohren wehtat und er die Klaviertasten am liebsten mit einem heftigen Schlag zertrümmert hätte. Wegen der großen Geringschätzung, die er für Solema und alles empfand, wofür sie stand, beherrschte er sich jedoch und versuchte es weiter. Wieder und wieder. Verdammt noch mal! Wenn Solema und sogar die Kinder das schafften, dann konnte Klavierspielen doch nicht so schwierig sein? Dann musste es doch irgendeine Patentlösung geben, einen Trick, der ihn das auch schaffen ließ?



# **inhalt**

## Teil I

Der Morgen und der Vormittag

– 11 –

## Teil II

Der Nachmittag und die Dämmerung

– 153 –

## Teil III

Die Dämmerung

– 343 –

## Nachspiel

– 375 –

## Nachwort der Übersetzerin

– 383 –

Die Reihe *Büchergilde Weltempfänger* erscheint in Zusammenarbeit mit

LITPROM  
LITERATUREN  
DER WELT  
==

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Erstausgabe der Neuübersetzung für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg

Die niederländische Originalausgabe erschien 1973 bei De Bezige Bij, Amsterdam, unter dem Titel *Dubbelspel*. Die deutsche Erstausgabe erschien 1982 beim Peter Hammer Verlag.

© 1973, Frank Martinus Arion

© der deutschsprachigen Ausgabe: Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2022

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2022

Lektorat: Isabel Kupski, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung und Herstellung: Cosima Schneider

Satz: pinkuinsATZ

Umschlagmotiv: Von einer Mauer in Willemstad, Curaçao

Street Artist: Unbekannt

Fotograf: Michael Prophet

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-7632-7362-1

[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)